Anzeiger und Herold.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr.

Landwirthschaftliches.

Abfallen junger Früchte von den Obstbäumen.

Diese namentlich in trockenen Sommern oder nach längerer Dürre häufig beobachtete, unangenehme Erscheinung ist die Folge davon, daß die Wurzeln nicht genügend Feuchtigkeit aufnehmen können. Bei einem einzelnen Baum ist es wohl möglich, soviel Wasser herbeizuschaffen, daß das Erdreich die erforderliche Feuchtigkeit enthält, jedoch den ausgedörrten Boden eines Obstgartens in beständiger Feuchtigkeit zu erhalten, ist unmöglich; Sonne und Wind verzehren hier täglich so viel als herangefahren wird. Das folgende Verfahren ist bedeutend müheloser und erreicht seinen Zweck doch vollkommen. Man macht an dem Rande der Fläche, die der Baum mit seinen Zweigen überragt, mehrere Löcher in die Erde am Abend nach Sonnenuntergang und füllt diese mit Wasser. Man kann die Löcher mehrere Male den ersten Abend füllen. Die Löcher mögen etwa 10 — 12 Zoll tief gemacht werden. Ist das Wasser ziemlich in den Boden eingedrungen, so werden dieselben wieder mit der ausgeworfenen Erde gefüllt. Es schadet auch nicht, wenn dieselben während der Nacht offen bleiben; doch das Auffüllen muß am nächsten Morgen geschehen, damit die Sonne dieselben nicht austrocknet. Diese Art des Bewässerns wird in trockener Zeit wöchentlich mehrmals vorgenommen; doch sollten die Löcher jedes Mal an einer anderen Stelle gemacht werden. Sobald auf diese Weise den Bäumen genügend Feuchtigkeit zugeführt ist, wird das Abfallen der jungen Früchte aufhören.

Das Naßfüttern der Pferde.

Nichts ist für die Pferde so schädlich, als die verbreitete Unsitte des Naßfutters. In Gegenden, besonders in den südlichen Staaten, wo Maismehl und geschrotenes Futter häufig gefüttert, ist das Naßfüttern weit verbreitet und die Gründe, die dafür angeführt werden, sind oft seltsamer Natur. Die einen meinen, den Thieren schmecke das nasse Futter besser, die anderen führen die Zeitersparniß an, weil ein Pferd mit einer nassen Mahlzeit eher fertig wird, als mit einer trockenen; in den meisten Fällen aber denkt man sich bei dem Anrühren einer Schlempe für das Pferd gar nichts und gibt das geschrotene Futter dem Pferde naß, weil es immer so gemacht wurde. Richtig ist indeß nur, daß die Thiere weniger Zeit brauchen, eine nasse Nahrung zu sich zu nehmen, als sie bei einer trockenen gebrauchen. Darin liegt aber gerade der Hauptnachtheil des Naßfütterns. Wenn das Futter trocken gereicht wird, muß es langsam gekaut und im Maule umgewendet werden, um es gehörig mit Speichel zu befeuchten. Ist das Futter aber schon feucht, so fällt diese Aufgabe für das Pferd fort und das Futter kommt, ohne mit Speichel vermischt zu sein, in den Magen. Dieser kann mit dem nicht angespeichelten Futter wenig anfangen, es ist für ihn unverdaulich und geht auch zum größten Theile unverdaut ab. Durch vielfache Versuche ist festgestellt worden, daß die Pferde von trockenem Futter sechs bis acht Mal mehr verdauen, als von nassem Futter. Die Pferde, welche naß gefüttert werden, sehen meist sehr wohlgenährt aus, aber sie sind durch die übermäßige Wasseraufnahme aufgeschwemmt. Sie schwitzen und ermatten sehr leicht und sind deshalb zu schweren, anstrengenden Arbeiten wenig zu gebrauchen. Auch treten Magenschwäche und Kolik sehr häufig als eine Folge des Naßfütterns auf. Sehr in's Gewicht fällt ferner die Futterverschwendung, die beim Naßfüttern stattfindet; denn es ist klar, daß alles Futter, welches unverdaut abgeht, nichts zur Ernährung und Kräftigung des Pferdes beiträgt, daß es vielmehr dem Thiere vollkommen nutzlos gewesen ist, während es dem Besitzer doch Geld kostet. Es kann daher das Naßfüttern aus keinem Grunde empfohlen werden.

Verschwendung in der Geflügelzucht.

Verschwendung kann auf direkte und indirekte Weise geschehen. Ueberfüttern wir die Thiere, so verschwenden wir nicht nur Futter, sondern vermindern auch die Legethätigkeit der Hennen und machen sie zu Krankheiten geneigt. Andererseits würde eine zu knappe Fütterung auch Verschwendung sein, denn durch solche Nährweise werden die Thiere ebenfalls verschiedenen Krankheiten ausgesetzt, die Eierproduktion natürlich ebenfalls verringert; und die abgemagerten Thiere wieder aufzufüttern, kostet mehr, als hätte man das Zurückgehen verhütet. Auch durch zu reichliche oder zu knappe Bemessung des Raumes für eine Anzahl Hennen kann Verschwendung stattfinden; besonders aber durch letztere, denn dadurch werden förmlich Krankheiten zu Gast geladen. Auch bei Herstellung der Nester sei man nicht zu knapp mit dem Raum und der Anzahl derselben. Solche Knauserei verursacht Unruhe und Kämpfe und gar manches Ei wird infolge dessen zerbrochen; zerbrochene Eier sind aber die Ursache der leidigen Untugend des Eierfressens. Ruhe und ein behagliches Nest sind unerläßlich zum Wohlbefinden der Hennen.

Der Werth des Hühnerdunges ist allgemein bekannt und sollte deshalb beachtet werden; nichts treibt die Gemüsepflanzen schneller als Hühnerdung. Die größte Verschwendung aber besteht in dem Halten werthloser Thiere. Wie bei unsern anderen Hausthieren sind auch hier die theuersten in der Regel die billigsten. Großen Verlust erleidet man dadurch, daß man die Hennen zu spät brüten läßt; auch dadurch wird Futter verschwendet, wenn man alte Hennen hält, die ihre beste Legezeit längst hinter sich haben. Auch halte man nicht zu viele Hähne und errichte die Stallungen nicht an ungesunden oder unpassenden Plätzen. Der Hühnerstall muß im Sommer besonders rein, im Winter sonnig sein und warm gehalten werden.

Herbstsaat der Gräser.

Ist die Frühjahrsaussaat des rothen Klees aus irgend einem Grunde mißlungen, so sollte man für diesen empfindlichen Ausfall dadurch Ersatz suchen, daß man im Herbst das Feld noch einmal besäet. Dieses Nachsäen geschieht bei Vielen nicht in dem Maße, wie es geschehen sollte; man befürchtet, daß die Herbstsaat nur selten gelingt; in unsern Mittelstaaten jedoch, wenn rechtzeitig vorgenommen, ist sie fast stets erfolgreich und der Vortheil ein außerordentlicher. Durch Nachsaat wird das Ueberwuchern des Unkrautes verhindert und die bloßen Stellen mit werthvollen Futtergräsern gefüllt. Wenn aber das Nachsäen nicht sehr früh, noch im August bei günstiger Witterung ausgeführt werden kann, so ist davon abzurathen, da sonst nur ein kleiner Theil des Samens keimt und aufgeht.

Für unsere übrigen Kulturgräser ist in allen Gegenden, wo der Herbst feuchte Witterung bringt, ohne von frühen Frösten gefolgt zu werden, sehr zu empfehlen. Während der feuchten, kühlen Herbsttage entwickeln sich in dem feuchten Boden die Wurzeln der Gräser außerordentlich schnell und damit die Pflanzen selbst und erhalten dadurch vor im Frühjahr gesäten Gräsern meistens einen solchen Vorsprung, daß sie auf einigermaßen kräftigem Lande schon früh eine Heuernte geben; säet man dagegen im Frühjahr unter Hafer, so fällt diese Ernte fort. Unter günstigen Witterungs-Verhältnissen und auf reichem Lande kann es wohl vorkommen, daß die Herbstsaat sich sehr stark noch vor dem Eintritt des Winters entwickelt; man sollte solches Feld in keinem Falle beweiden lassen; auf dem feuchten, weichen Boden würde das Vieh sehr viele der jungen, zart bewurzelten Pflanzen zerstören; viel besser ist es, wenn das Feld gemäht wird, so, daß die oberen Enden der Gräser nur abgeschnitten werden. Man läßt dieses Abgemähte auf dem Felde liegen; es dient den Pflanzen als Schutzdecke während des Winters. Im Frühjahr wird dann das Feld mit dem Pferderechen abgerecht und das Zusammengerechte auf den Dungplatz gefahren, damit es nicht später in's Heu kommt. Bei diesem „Klippen" der Grasfelder im Herbst achte man aber auf zweierlei, nicht zu kurz mähen und nicht zu spät; die Pflanzen müssen vor Eintritt des Winters noch genügend Zeit haben, sich zu erholen und sich stärker zu bestocken; geschieht das Mähen rechtzeitig und in der rechten Weise, so verbessert es den Stand der Gräser ganz bedeutend.

Gemüsebeete nach dem Abernten.

In vielen Gemüsegärten läßt man die Beete nach dem Abernten der Gemüse liegen, wie sie sind, gräbt sie erst im Herbst oder im Frühjahr um. Das Umgraben kann wohl für einige Zeit verschoben werden, doch die Beete liegen und stehen zu lassen wie sie sind, bringt stets Nachtheil, weil die auf ihnen sich befindlichen Unkräuter sich mächtig zu entwickeln beginnen, sobald die Gemüse abgeerntet sind, und hierdurch das Unkraut Luft und Licht erhalten hat. Daß dadurch das Land nicht bereichert wird, ist selbstverständlich; das Unkraut zehrt bedeutend an der Bodenkraft und außerdem können sie Samen reifen. Man lasse daher abgeerntete Gemüsebeete nicht einfach liegen, sondern gehe recht bald an das Entfernen des Unkrautes; was ausgezogen werden kann, wird mit den Wurzeln herausgezogen und entweder auf den Dung geworfen oder verfüttert. Manche Unkrautpflanzen konnten schon mit dem Gemüse ihren Samen reifen; dieser ist abgefallen und liegt nun auf dem Lande, auf Gelegenheit zum Keimen wartend. Man gebe demselben diese Gelegenheit, indem man das Land leicht mit Hacke oder Spaten umarbeitet. Dieser Unkrautsamen wird nun aufgehen und bald sind die Beete grün, als ob sie frisch von Menschenhand besäet wären. Beim späteren Umgraben des Gartenlandes im Herbste wird dieses Unkraut alles zerstört und ist so für das nächste Jahr aus dem Wege geräumt. Solche Unkrautpflanzen, die mehrere Jahre ausdauern und deren Wurzeln im Lande während des Winters lebendig bleiben, vertilge man gründlich; man lasse besonders von Wurzeln so wenig wie möglich in der Erde. Nur einige Jahre das Gartenland derartig im Herbst bearbeitet, und man wird bald nicht mehr über zu viel Unkraut zu klagen haben. Späteres tiefes Umgraben des Gartenlandes sollte nie im Herbst versäumt werden; denn dieses Graben oder Pflügen im Herbst ist so gut wie eine schwache Düngung und ermöglicht außerdem im Frühjahr eine frühzeitigere Bearbeitung.

„Eden ohne Eva".

Nachdem wiederholt abenteuerliche Berichte über ein angebliches „adamloses Eden," ein nur von Frauenspersonen bewohntes liebliches Eiland in der Südsee, durch die Presse gegangen sind und sogar einer Anzahl jungen Männer völlig den Kopf verdreht haben, und nachdem ein anderes adamloses Eden, nämlich eine geplante Colonie männerhassender Frauenzimmer im Osten unseres Landes, seinerzeit gebührende Beachtung gefunden hat, mag den Lesern auch einmal ein evaloses Eden, d. h. in diesem Fall eine Colonie frauenhassender Mannsbilder, flüchtig vorgestellt werden.

Auf abgelegenem Eiland in Louisianna ist dieses eigenthümliche Eden zu finden. Wenn man von der Halbmondstadt aus sich südwärts wendet und die Barataria-Bai hinab fährt, welche bekanntlich durch den Freibeuter Lafitte besonders berühmt geworden ist, geräth man schließlich in ein großes Netzwerk von Laien, Bayons, Seen und Lagunen, und diese Gewässer sind da und dort mit allerliebsten kleinen Eilanden besät, deren weiße Muschel-Uferbänke fast senkrecht aus dem Wasser aufsteigen, und die noch einen üppigen jungfräulichen — Pardon, das Wort möchte in dieser Gegend anstößig sein, es ließe sich übrigens zur Noth „jungmännlichen" dafür sagen — Pflanzen- und Baumwuchs haben. Zum großen Theil werden diese Inselchen von Fischersleuten bewohnt; aber auf einem derselben haust ausschließlich die Hagestolze-Bruderschaft. Sie hat es wenigstens verstanden, sich ein besonders reizendes Fleckchen Natur auszuwählen, das den geographischen Namen St. Malo führt. Kein Plappern von Kindern, keine flötende oder kreischende Frauenstimme dringt jemals hierher, leise murmeln Wasser und Wald, und es läßt sich hier so recht ein träumerisches Leben der Vergessenheit führen.

Und das ist es genau, was diese Bruderschaft der Enttäuschten will. Es ist kaum ein einziger ganz freiwilliger Hagestolz darunter, ja Manche sind sogar „Strohwittwer." Sie haben mehr oder weniger ihre Erfahrungen mit dem Ewig-Weiblichen gemacht, und ihrer Ansicht nach sind sie dabei überaus schlecht gefahren, was natürlich ausschließlich die Schuld des anderen Theiles war! Wie dem auch sei, sie haben auf immer genug davon.

Es sind Männer aller Altersstufen und Gesellschaftsschichten darunter. Bisher haben sie das Gütergemeinschafts-System erfolgreich durchgeführt. Brauchen sie doch auch in diesem kleinen Paradies sehr wenig. Fisch und Wild sind überreichlich vorhanden, und schon die geringste landwirthschaftlichen Bemühungen sind äußerst dankbar. Die rohgefügten Hütten dieser Weiberhasser dienen nur zum Essen und Schlafen; nur ganz Wenige haben Bücher in die liebliche Wildniß mitgenommen und vertiefen sich ab und zu noch darin. Man behauptet, es bestehe auf der Insel das Gesetz, daß, wenn je eine Frauensperson ihren Fuß auf das Eiland setze, sie unnachsichtig sterben müsse, wie weiland die Fremden in Tauris und anderwärts; eine Evastochter soll aber doch einmal in Verkleidung sich auf die Insel geschmuggelt, aber nach Befriedigung ihrer Neugier sehr schnell Reißaus genommen haben. Genaues hat sich niemals hierüber ermitteln lassen; doch ist es sehr unwahrscheinlich, daß besagtes „Gesetz" jemals zur Durchführung gekommen ist. Spöttelnde Zungen zischein sogar davon, daß hin und wieder einer dieser Colonisten untreu geworden sei und einen Rückfall in die Welt der gemischten Geschlechter bekommen habe; aber vergeblich würde der wißbegierige Zeitungsmensch bei diesen Colonisten Auskunft hierüber zu erlangen trachten!

Sammelgefäß für vegetabilische Abfälle. Jeder, der in seiner Häuslichkeit eifrige Blumencultur betreibt, sollte es nicht unterlassen, sich einen großen, irdenen Topf anzuschaffen, in dem er alle möglichen Pflanzenreste sammelt, denn es ist in der That schade, wenn vegetabilische Abfälle (wie welke Blätter, Zweigtheile, abgeschnittene Blumen), die doch noch düngende Kräfte enthalten, einfach weggeworfen werden. Ist der Topf, den man in einem luftigen Schuppen aufbewahrt, voll, so bedeckt man seinen Inhalt mit einer Schicht guter Erde und und läßt ihn so lange stehen, bis auch die Pflanzenreste zu Erde geworden sind. Der auf diese Weise erzielte Boden ist besser als die beste Gartenerde und bringt die Pflanzen zur üppigsten Entfaltung.

Johannisbeeren einzumachen. Man nimmt auf 1 Pfund Beeren ½ bis 1 Pfund Zucker, legt die Beeren schichtenweise in sein Gefäß, streut Zucker darüber und läßt sie über Nacht stehen. Anderen Tags werden sie ohne Wasserzusatz solange gekocht, bis sie keinen Schaum mehr absetzen, dann in Gläser gefüllt und diese gut abgeschlossen.

Der König der Taschendiebe.

Fred ist todt! Es gab eine Zeit, in der Pariser mit wohlgefüllten Portefeuilles bei Nennung des Namen Fred ihre Taschen eiligst zuknöpften. Denn Fred, der elegante Bonvivant mit dem Auftreten eines vollendeten Gentlemans, war der König der Taschendiebe, der Großmeister unter den Langfingern. Paris, seit jeher ein Eldorado der Taschendiebe, war auch Fred's ergiebigstes Operationsfeld gewesen. Hier feierten seine flinken Hände die „reichsten" Triumphe — in den Taschen der Turf- und Theaterhabitués, hier verließ er am Morgen sein Lager ohne einen rothen Heller in der Tasche und konnte sich schon Abends mit ganzen Stößen von Banknoten an den Spieltisch setzen.

Jahre hindurch ging er unter den Augen der ahnungslosen Pariser Polizei seinem „edlen" Gaunerwerk nach — bis schließlich auch ihn sein Schicksal in Gestalt eines Detektives ereilte und in's Gefängniß brachte. Nun hat Fred in einer elenden Spelunke sein Gaunerdasein ausgelebt. Fred, der König der Taschendiebe, ist todt . . .

Woher kam Fred, wie hieß er mit seinem wahren Namen? Man hat es nie erfahren. Er tauchte zum ersten Mal in den achtziger Jahren in Paris auf. Schon wenige Zeit nach seiner Landung in der französischen Großstadt war Fred eine der bekanntesten Figuren des Sattelraumes der Pariser Rennplätze. Er genoß den Ruf, ein großartiger Pferdekenner zu sein, und was sein Ansehen besonders hob, war die Thatsache, daß man Fred 100, ja 500 Louis'dor mit der Nonchalance eines blasirten Millionärs auf ein Pferd setzen sah. Da wurde er denn gar bald der gesuchteste Rathgeber für Leute, die das Glück durch die Nasenlänge eines Pferdes zu corrigiren hofften, und die ewig geldbedürftigen Halbweltdamen scheuten sich nicht, Fred für ein verläßliches „tuyau" (tip) auf offenem Turfplatz abzuküssen und seine Generosität zu rühmen. Denn generös war Fred — wie ein König mit dem Geld seiner Unterthanen. Waren ihm doch die reichsten Taschen unterthan, und er hatte eine Art zu geben, die wirklich sehr generös aussah.

Elegantes, vornehmes Auftreten war in der That der Hauptzug in Fred's Erscheinung und das beste Hilfsmittel für seine taschengefährliche Thätigkeit. Von schlanker, distinguirter Gestalt, mit dunklem Teint, schwarzen Augen und schwarzem, feinfrisirtem Schnurrbart, machte er in Haltung und Bewegung einen höchst gentlemanartigen Eindruck. Er kleidete sich nach der letzten Mode, und nie fehlte die frische Gardenia in seinem Knopfloch; die Hände steckten immer in tadellosen, perlgrauen Handschuhen. Die Handschuhe verließen ihn nie, auch nicht, wenn er die Taschen seiner Mitmenschen visitirte. Fred besaß nämlich die Geschicklichkeit eines Prestiedigitateurs; die perlgrauen Handschuhe hinderten ihn nicht im Geringsten an seinen Operationen, im Gegentheil, sie halfen den Verdacht von ihm ablenken. Denn wer wird einen Herrn in perlgrauen Handschuhen für einen Taschendieb halten? . . . .

Fred logirte während seines Pariser Aufenthaltes in einem kleinen Hotel der Rue de Rome unweit des großen Bahnhofes St.-Lazare. Hier holte er sich regelmäßig „zum Frühstück" ein Paar Brieftaschen aus den Ueberziehern frischangekommener Passagiere, bestieg dann ruhig seine Equipage, die vor dem Bahnhof wartete, und fuhr auf Vormittagsvisiten aus. Denn der „König der Taschendiebe" besaß gar feine Bekanntschaften in der Pariser Lebewelt, die freilich von seinem wahren Beruf keine Ahnung hatte. Nachmittags war Fred unter den Ersten auf dem Turf zu sehen. Hier setzte er seine settesten Griffe in Scene und verließ selten den Rennplatz, ohne einige Unbekannte um ihre gefüllten Portefeuilles erleichtert zu haben. Abends zählte er zu den Habitués der eleganten Café-Chantants und Theater. Die Nacht schloß entweder im Circle oder in lustiger Damen-Gesellschaft beim Champagner ab. Kurz, der König der Taschendiebe führte ein wahrhaft königliches Lebensprogramm . . . . .

Allein auch für den raffinirtesten Taschendieb schlägt einmal die Stunde des Detectivs, und diesem Schicksale entging der Lebemann Fred nicht. Der erste Verdacht wurde gegen ihn in den Tagen der Weltausstellung von 1889 laut. Einer der reichsten Londoner Jockeys, Storr, war zur Theilnahme an einem Rennen in Paris eingetroffen. Storr brachte eine Handtasche mit, in der sich blos seine Wäsche und die Jockeyjacke befanden. Noch am Tage seiner Ankunft fand Storr, als er sein Hotelzimmer betrat, um sich für's Rennen umzukleiden, seine Handtasche vollständig geplündert. Sofort nannten Eingeweihte, denen Fred schon lange verdächtig war, den famosen Gentleman als den Urheber des Diebstahls. Fred bekam von dem nur allzu gerechtfertigten Verdacht Wind — war er doch thatsächlich der Plünderer von Storr's Handtasche gewesen, in der er viele Banknoten vermuthet hatte — und siehe da! noch ehe das Rennen begann, erhielt Storr von „unbekannter Hand" Wäsche und Jacke in's Hotel zurückgestellt! Die Polizei wagte nicht, gegen den verdächtigen Lebemann einzuschreiten — sie war wieder einmal zu spät gekommen, um sich greifbare Beweise gegen Fred zu verschaffen.

Erst einige Wochen später fiel der König der Taschendiebe der Polizei die Hände. Das geschah auf dem Rennplatz von Vincennes bei Paris. Fred bestahl mit einem Griff einen Officier, der gerade einen hohen Gewinn beim Totalisator eincassirt hatte. Er glaubte sich wie immer unbemerkt; eine Dame hatte jedoch den Griff beobachtet und blickte dem Gauner fest in's Gesicht. Fred, der sich ertappt sieht, greift blitzschnell in seine Tasche, bückt sich rasch und tritt auf den von ihm bestohlenen Officier mit den Worten zu: „Mein Herr, Sie haben soeben dieses Geldpacket verloren." Der Officier stammelt Worte des Dankes, die Beobachterin schlägt jedoch Lärm, Fred wird umringt — und wandert unter den festen Händen zweier Detectivs zum Commissär. Dieses sein erstes Pariser Mißgeschick trug ihm zwei Jahre „schattigen Aufenthalts" im Gefängniß von Mazas ein.

Damit schloß Fred's Pariser Carriere. Er tauchte später in Nizza, Monte Carlo und anderen fashionablen Kur- und Vergnügungsorten auf, operirte nach wie vor in den Taschen reicher Leute, wurde jedoch mehrmals erwischt und in's Gefängniß gesteckt. Fred verließ endlich Frankreich's „unsicheren" Boden und ließ sich in London nieder. Hier soll er einmal beim Derby in Epsom niemand Geringerem als dem Prinzen von Wales die Brieftasche aus der Tasche gezogen haben. Ob Wahrheit oder Dichtung — genug, dieses verwegene Gaunerstück wird ihm nachgesagt — gar nicht so unpassend für den „König" der Taschendiebe. Auch an den verstorbenen Baron Hirsch soll sich Fred einmal auf dem englischen Turf herangedrängt haben. Der Baron aber, der ihn vom Pariser Rennplatz her erkannte, flüsterte ihm lachend zu: „Mein lieber Fred, Sie kommen zu spät, ich habe soeben meinen ganzen Geldvorrath auf den „Favorit" verloren; er kam als Letzter an. Suchen Sie mich ein anderes Mal auf — aber vor Beginn des Rennens." — „All right!" erwiderte Fred, lüftete elegant den Hut und verlor sich in der Menge auf Nimmerwiedersehen.

Nun hat Fred in einer Londoner Spelunke geendet — ein trauriges Ende für den König der Taschendiebe.

„Vierter Juli" in Aztekenland.

Bei uns ist die Feier des glorreichen Unabhängigkeits-Tages für diesmal längst wieder vorbei (obgleich noch nicht alle ihre Nachwehen!) aber bei unseren mexicanischen Nachbarn kommt sie erst im Frühherbst. Ihr „Vierter Juli" fällt nämlich auf den 16. September.

Die Art, wie die Mexicaner diesen ihren größten Tag als Nation feiern, bietet auch für uns manches Interessante und könnte viele Amerikaner, welche etwa glauben sollten, daß sie in der Lebhaftigkeit der Aeußerung patriotischer Gefühle von keinem anderen Volk übertroffen oder erreicht wurden, wohl noch sehr überraschen! Die Mexicaner sind ein ganz „colossal" patriotisches Volk, und noch viel allgemeiner und gründlicher, als bei uns, machen alle Kreise bei einem solchen Fest mit; das mexicanische Unabhängigkeits-Fest ist keineswegs ein vorzugsweises Kinderfest geworden, wie man es von unserem glorreichen Vierten mit mehr oder weniger Recht gesagt hat, — oder, wenn man will, das ganze mexicanische Volk wird zu Kindern.

Am Abend vor dem großen Tag beginnt der wilde Jubel schon ganz gehörig, und überall sind die größten Versammlungsplätze von Bürgern aller Altersstufen und beider Geschlechter vollgedrängt, welche patriotische Declamationen, Reden und Gesänge anhören. Mitunter nehmen die Schulkinder hervorragenden Antheil an diesem Programm; oft aber spielen die einflußreichsten Geschäftsleute und Literaten die Hauptrolle und geben ihre eigenen gereimten und ungereimten Geistesproducte zum Besten. In vielen Fällen wird die mexicanische Unabhängigkeits-Erklärung verlesen, ein Abschnitt derselben klingt ziemlich sonderbar, wenigstens wenn ihn ein Mitglied der liberalen Partei vorliest; denn er erklärt, daß die einzige in Mexico zulässige Religion diejenige der römischen, katholischen, apostolischen, christlichen sein sollte.

Mit Mitternacht aber beginnt die Hauptfeier; denn dies soll genau die Stunde sein, in welcher der patriotische Priester und Märtyrer Miguel Hidalgo (er wurde von den Spaniern erschossen und enthauptet) zum ersten Mal den Ruf der mexicanischen Unabhängigkeit erhob, im Jahre 1810. Zu dieser Stunde wird überall die Nationalhymne mit unbeschreiblicher Begeisterung gesungen, während die Nationalflaggen stürmisch geschwenkt werden; der Chor dieser Hymne, begleitet von kriegerischer Musik, übt auch auf den Fremden eine höchst packende Wirkung. Nachdem durch dieses Lied Alles in einen förmlichen Rausch versetzt ist, tritt der Gouverneur — wenn ein solcher da ist — an den Rand der Tribüne, und ebenfalls die Flagge energisch schwingend, läßt er nach einander Mexico, die Unabhängigkeit und die Freiheit hochleben. Auf jeden der drei Ausrufe erschallt vom ganzen Volke donnernd das Echo „Viva!" Dann hört man die Kanonen donnern und alle Glocken läuten, und eine Stunde lang spielen Musikkapellen unausgesetzt in den Hauptstraßen.

Nur ganz kurze Ruhe gönnt man sich nach diesen nächtlichen Festlichkeiten, — dann geht der Tanz erst recht [illegible] und dauert wieder bis spät in die Nacht hinein! In den Feuerwerken zeigt sich eine mindestens ebenso große Erfinderischkeit, wie bei uns, die Processionen bieten ein bunteres Bild, und von dem Lärm können auch dem Amerikaner, welcher an starken Tabak in dieser Hinsicht gewöhnt ist, noch lange die Ohren gellen! Nur verbrennen sich nicht häufig, wie bei unserem souveränen Volke, kleine und große Kinder die Finger.

Wie Sam Davis starb.

Beide Parteien in unserm großen Bürgerkrieg hatten nicht wenige besonders heldenhafte Charaktere aufzuweisen. Die nachfolgenden Zeilen mögen einem der südlichen Heroen gelten, welcher nicht der Vergessenheit anheimzufallen verdient. Er ist nicht in einer heißen Schlacht gefallen, aber er erlitt einen Tod, zu welchem in gewisser Beziehung mehr Muth gehört, als zu Ersterem: einzeln starb er einen schimpflichen Henkerstod, den er noch im letzten Augenblick von sich hätte abwenden können. Uebrigens hatte er sich auch ohnedies als Soldat einen Namen gemacht.

Eines der besten Meisterstücke der Bildhauerkunst im Parthenon auf der jetzigen Centennial-Ausstellung zu Nashville, Tenn., ist die Büste von Sam Davis, welchem neuerdings ein ehemaliger Gefährte im „Veteran" eine Art literarisches Denkmal setzt. Er erzählt über die letzten Tage von Sam Davis u. A.:

Es war im November 1863. General Bragg brauchte einige Leute, welche das Land gut kannten, um in das mittlere Tennessee zu gehen und alle mögliche Auskunft über die Bewegungen der Bundestruppen zu erlangen. Wir sollten unsere Berichte mittels einer Courier-Linie an General Bragg in Missionary Ridge gelangen lassen. Es wurde uns erklärt, daß der Auftrag höchst gefährlich sei, und jedenfalls nur wenige von uns zurückkehren würden. In der That waren nach zehn Tagen nur wenige von uns noch im Feld! Doch hatten wir eine Menge Information gesammelt, Jeder auf eigene Hand. Ich machte aus Furcht, gefangen zu werden, gar keine schriftlichen Aufzeichnungen. In der Nacht vom Freitag, den 19. November, sollten wir einzeln wieder nach dem Süden aufbrechen.

Aber spät Nachmittags wurden wir vom 7. Kansas Cavallerie-Regiment, den „Kansas Jay-Hawkers", gefangen genommen und nach Pulaski in's Verließ gebracht. Bei Davis waren sehr werthvolle Papiere und Karten gefunden worden, und General Dodge, vor welchen er gebracht wurde, zweifelte nicht, daß er einer der wichtigsten und gefährlichsten Späher des Feindes war. Ueber Davis' Verhalten hat General Dodge selber mir erst kürzlich mitgetheilt:

„Ich nahm ihn in mein Privatbureau und setzte ihm feierlich auseinander, daß die schwersten Anschuldigungen der Spionage gegen ihn vorlägen, daß er die genaueste und vollständigste Information über meine Armee gesammelt habe, und daß ich wissen möchte, von wem er sie erhalten. Auf das Eindringlichste stellte ich ihm vor, daß er ein junger Mann sei, und daß er wohl thäte, sich klar zu machen, in welch' furchtbarer Situation er sich jetzt befände. Aber er antwortete: „Ich weiß, daß ich zu sterben habe werde, aber keine Macht der Erde kann mich dazu bringen, einen Kameraden preiszugeben. Sie thun Ihre Pflicht als Soldat, und ich die meine. Geben Sie sich weiter keine Mühe!"

Alle meine Macht bot ich auf, ihn umzustimmen und sein Leben zu retten. Mein Interesse für seine Person war fast ein ebenso starkes, wie mein dienstliches Interesse es sein mußte, denn ich hegte die größte Bewunderung und Sympathie für ihn, die sich immer mehr steigerte, je unerschütterlicher er blieb. Er dankte mir für meine Theilnahme; ich aber konnte weiter nichts thun, als ein Kriegsgericht einzuberufen. Niemals habe ich mit größerem Bedauern einen Kriegsfeind in den Tod gehen sehen. Und ich nicht allein.

Davis wurde zum Galgentode verurtheilt, und am 27. November wurde das Urtheil vollstreckt. Aber noch wurde das Aeußerste aufgeboten, ihn zu einem Bekenntniß zu bewegen. Man theilte ihm die neuesten Kriegsnachrichten mit, daß seine Armee zu Missionary Ridge geschlagen worden sei und die Dinge so stünden, daß seine Aufopferung keinen Zweck mehr hätte. Aber nichts konnte ihn auch nur einen Augenblick wankend machen. Endlich brach man nach dem Galgengericht auf. Unmittelbar am Galgen gab es noch einen Auftritt, der allen unionistischen und conföderirten Augenzeugen unvergeßlich bleiben wird. Der Stabscapitän Chickasaw kam plötzlich angesprengt und beschwor im Namen von General Dodge den Delinquenten im Angesicht des Todes, das rettende Wort zu sprechen. Mit fester und lauter Stimme entgegnete Sam Davis: „Wenn ich tausend Leben hätte, ich würde sie alle verlieren, ehe ich meine Freunde verriethe!" Dann rief er dem Provost-Marschall zu: „Ich bin bereit!" und im nächsten Augenblick ging das Fallbrett nieder.

So starb einer der heldenhaftesten und nobelsten Charaktere auf der südlichen Seite. Eine Anzahl hervorragende Conföderirten haben eine Bewegung für ein Monument zu seinen Ehren in Gang gebracht, das sich über die Richtstätte erheben soll.